

Z E R S
T R E U
U N G



Achim Stegmüller
»Zerstreuung«
Erzählung

Gestaltung: Interkool
Korrektur und Lektorat: Textem
Druck: druckhaus köthen
© Textem Verlag, Hamburg 2018

ISBN: 978-3-86485-181-0

Textem Verlag 2018

~ 1 ~

Eine Zeitung kann man lesen. Nachdem man sie gelesen hat, kann man sie weiterverwenden. Man kann ihr Papier als Schuheinlage benutzen, man kann sich ihr Papier um den Körper wickeln. Lange Zeit zwischen Haut und Kleidungsstücken getragen, zerreibt sich das Papier allmählich, in Form kleiner Fetzen und Kügelchen schwebt und fällt es zu Boden. Wird nicht gekehrt oder gestaubsaugt, breitet sich dann auf dem Boden ein grauweißer Belag aus, der von einem einfallenden Wind in diese und jene Richtung geweht werden kann. Man denkt dann freilich nicht mehr daran, dass es sich hierbei einmal um die Seiten einer Zeitung gehandelt hat.

~ 2 ~

Bahnfahrt Hamburg–Mannheim,
August 2016

Andauernd kramt er in seiner riesigen Sporttasche. Am Bahnhof Hannover ist das Ruheabteil überfüllt und allerlei Koffer stehen im Weg, nur der Sitz neben ihm bleibt frei. Bis sich

eine junge Frau, Pädagogikstudentin vielleicht, beherzt neben ihn setzt. Ich bin erleichtert, denn wenn er nun doch noch ein Messer aus einer Tasche zöge, säße da diese junge Frau am nächsten – und nicht mehr ich.

Sie unterhalten sich in gebrochenem Englisch. In Hamburg im Krankenhaus habe er seine Tante besucht. Sie habe einen Herzinfarkt erlitten. Er sei von weit her. Er fahre bis nach Frankfurt.

Als sie auf Toilette geht, fühle ich mich wieder ungeschützt.

Dann höre ich die Stimme meines Großvaters, er ruft mir aus dem Jenseits zu.

»Pass auf, mein Junge, hier wird etwas Schlimmes passieren!«

Wenige Menschen habe ich geliebt wie meinen Großvater, wenigen mehr vertraut als ihm. Seine Stimme wird lauter. Ich packe meinen Rucksack. Weg hier!

Außerdem bin ich heute geizig: Soll ich mir das Bier im Bordbistro nicht besser sparen? Und wenn ich später, nachdem der Kerl in

Frankfurt hoffentlich tatsächlich ausgestiegen sein wird, wieder zurückkommen werde, wird mein extra reservierter Fensterplatz gewiss von einer anderen Person belegt sein. Schade wäre das um die Reservierungsgebühr.

Und wieder ruft es mir aus dem Jenseits zu. »Pass auf, mein Junge, hier wird etwas Schlimmes passieren!«

Ich gehe nun schnell und entschlossen in Richtung Bordbistro.

Während ich trinke, erwarte ich mit jedem Schluck Schreie. Es wären mit Sicherheit Pufferabteile zwischen mir und diesem Vorfall. Ich kann mir das Bier schmecken lassen.

Nach dem Halt in Frankfurt gehe ich zurück. Er ist nicht mehr da. Die junge Frau hat sich auf zwei Sitzen ausgebreitet und schläft. Auf meinem Sitz schläft ein bärtiger Mann unter einer Kapuze. Ich wage nicht, ihn zu wecken. Ich warte darauf, wieder meinen Großvater zu hören, denn wie lange waren wir nicht mehr in Kontakt. Und er könnte sich doch auch für den Fehlalarm entschuldigen, einge-

stehen, dass man auch im Jenseits kein bisschen mehr weiß, geschweige denn in die Zukunft schauen kann.

Das Rauschen des ICE, Geräusche von Menschen beim Schlafen.

~ 3 ~

11. September 2016, Geflatter I

Ich sitze bei meinen Eltern auf der Terrasse. Auf Vaters gut gepflegtem Rasen sammeln sich die Stare. Ich lese in der *FAZ*, dass sich beim Erforschen des Magnetsinns von Zugvögeln von Anfang an Rotkehlchen bewährt haben. Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert habe Wolfgang Wiltschko von der Goethe-Universität Frankfurt entdeckt, dass sich Rotkehlchen am Magnetfeld der Erde orientieren. Ein Magnetsinn sitze offenbar in der Haut, die den oberen Teil des Schnabels bedeckt.

Als ich ein kleiner Junge war, graste da unten auf dem Rasen meine zahme Hausgans. Sie hörte auf den Namen Napoleon und folgte mir auf Schritt und Tritt. Ich erinnere mich genau

an die Haut am oberen Teil des Schnabels von Napoleon, zart und glatt und glänzend. Zerbrechlich und empfindlich.

Mein Vater klatscht in die Hände und die Stare fliegen auf.

Jetzt rupft mein Vater gebückt aus der Rasenfläche das Unkraut aus und die Stare zwitschern aufgeregt aus dem alten Kirschbaum drei Gärten weiter.

Wie die innere Kompassnadel bei Zugvögeln aber genau funktioniert, das sei lange unklar gewesen. Nun habe eine deutsch-französische Forschergruppe um die Wissenschaftlerin Roswitha Wiltschko, der Frau von Wolfgang Wiltschko, wieder mit Rotkehlchen geforscht und herausgefunden, dass das Cryptochrom 1a bei Vögeln als Messfühler dient. Dieses Cryptochrom stecke in den Sinneszellen, mit denen Vögel ultraviolettes und violettes Licht wahrnehmen. Auf Licht zu reagieren sei die gängige biologische Funktion von Cryptochromen. Sie seien zum Beispiel im Spiel, wenn die innere Uhr eines Tiers mit dem Tag-Nacht-Rhythmus

synchron läuft oder wenn Pflanzen zu einer ganz bestimmten Jahreszeit blühen. Das Cryptochrom in den Augen von bestimmten Vögeln scheine dagegen einen Funktionswechsel vollzogen zu haben. Nicht mehr der Einfluss von Licht, sondern der Einfluss von Magnetfeldern auf das Chryptochrom-Molekül ist ausschlaggebend. Vögel hätten im Laufe der Evolution ein zusätzliches Orientierungssystem entwickelt.

~ 4 ~

Wann immer ich auf der Toilette im Haus meiner Eltern sitze, zähle ich die Kachelsteine auf dem Boden. Jeweils sieben Kachelsteine in fünf Reihen zwischen meinen Füßen und der Toilettentür. Ich zähle von meinen Füßen bis zur Tür und wieder zurück, von den Füßen zur Tür. Irgendwann verzähle ich mich. Dann fange ich wieder von vorne an. Das wird mir niemals langweilig. Seit ich mich erinnern kann, zähle ich die Kachelsteine, das muss in der frühesten Kindheit begonnen haben.

~ 5 ~

11. September 2016, Geflatter II
Aus der vierten *Duineser Elegie*:

»Wir sind nicht einig. Sind nicht wie die
Zug-
vögel verständigt. Überholt und spät,
so drängen wir uns plötzlich Winden auf
und fallen ein auf teilnahmslosen Teich.«

In vier Tagen werden Ayano und ich zurück nach Japan fliegen. Meine Mutter kommt und betont, wir hätten dieses Mal mit dem Vollmond einen guten Rückflugtermin gewählt.

Auf dem Nachbargrundstück gab es früher einen kleinen Teich. Napoleon waren gerade Federn gewachsen. Napoleon nahm Anlauf, schlug wild mit den Flügeln, erhob sich in die Luft, über den Gartenzaun, über die Thujahecke, aber dann muss diese Hausgans der Glaube oder die Kraft verlassen haben. Ich hörte das Aufplatschen in den Teich und das Bellen des Nachbardackels.

Ich denke an das wieder näher rückende Leben in Japan. In der ersten Elegie schreibt Rilke diese Zeilen:

»... Seltsam,
alles, was sich bezog, so lose im Raume
flattern zu sehen. ...«

Während der ersten Jahre in Japan, als ich mich jeden Tag neu eindenken und anpassen musste, antwortete ich, gefragt nach meinem Befinden, eben mit diesem Satz.

Meine Mutter ruft. Das Mittagessen ist fertig. Mein Vater lässt den Eimer mit dem Unkraut stehen und wäscht sich die Hände. Meine Frau legt ihre japanische Lektüre und ich die *Duineser Elegien* zur Seite. Wir kommen zusammen am Esstisch auf der Terrasse. Auf dem Rasen sammeln sich wieder die Stare.

~ 6 ~

Onkel Karl arbeitete lange als LKW-Fahrer, als Rheinschiffer auch, aber die meiste Zeit seines Lebens für große Zirkusse. Er sagt, das Leben

sei grundsätzlich kaum auszuhalten. Ob bei der Arbeit, bei der Familie oder eben allein. Man wolle nichts als raus. »Diese Familienscheiße, die hält doch kein Mensch aus. Das macht vielleicht etwas her, auf Familie zu machen und Kinder in die Welt zu setzen, aber innen drinnen ist es doch nicht zum Aushalten. Und dann geht es in Bars, in Kneipen, zu Fußballspielen, was weiß denn ich. Und wenn sie bei der Arbeit sind, ist das Leben genauso trist. Da haben sie sich ein Leben lang bemüht, einen guten Job zu bekommen, haben dafür studiert, Praktika gemacht, sind jemandem in den Arsch gekrochen, um dann zu merken: Da, wo ich jetzt bin, ist es schlimmer als an jedem anderen Ort zuvor. Das hätten sie nur etwas früher kapieren sollen. Jetzt ist es zu spät. Jetzt sitzen sie hier. Und wenn sie kein Geld mehr bringen, kriegen sie von ihren Frauen Feuer unterm Arsch gemacht. Ein Großteil der Männer sind arme Schweine. Und dann müssen sie es sich halt auf der Arbeit zumindest ein bisschen erträglich einrichten. Denn sie sitzen dort ja alle in derselben Scheiße. Da tut man sich zusammen.

Macht vielleicht mal einen Firmenausflug, geht abends trinken, macht irgendeine Scheiße, schlägt über die Stränge. Aber auch die Frauen sind arm dran. Die halten das zu Hause ja auch nicht aus. Immer nur das Elend mit den Kindern. Geschrei und volle Hosen. Da brauchen sie Schuhe, da brauchen sie Kleider, da müssen sie in dieses Geschäft und in jenes Restaurant. Und nur weil alles so erbärmlich ist, weil es kaum jemand aushält in der eigenen Welt, gibt es unsere Städte, so wie sie aussehen, samt den Bahnhofsvierteln, samt den Einkaufsvierteln.«

Jetzt lebt er in einem ehemaligen Vergnügungspark, der nun als Lager für einen internationalen Zeltverleih dient. Seinen Holzwohnwagen, den er einst dem Zirkus Krone abkaufte, hat er an der Grenze zum Wald stehen. Zwischen den Wohnwagen einer über 90-jährigen Dame, die zu den goldenen Zeiten des Vergnügungsparks im Western-Saloon tanzte, und einem der letzten Sprösslinge einer der großen europäischen Zirkusdynastien.

Es geht Onkel Karl schlecht. Das Letzte, was er will, ist Mitleid. Zeit seines Lebens starker Raucher, hat der Arzt dafür plädiert, das rechte Bein zu amputieren.

Er sitzt vor seinem Fernsehapparat, sagt er mir am Telefon, dazu seine Steaks, seine Bierkästen und Jacky-Flaschen, die bekomme er von einem Kollegen geliefert.

Begeistert erzählt er von seinen Speditionsfahrten in den 80ern nach Spanien. Das seien noch himmlische Zeiten gewesen. Sobald er in Barcelona angekommen sei, hätte er sich drei Tage freigenommen. Denn das hätte ja damals kein Mensch kontrollieren können, wie lange das beim Zoll dauert. Zuerst den Wagen abgestellt und an den Hafen. Immer zu demselben Mädchen. »Die hat dann drei Tage für mich gekocht, mit mir gevögelt und ist mit mir durch die Bars gezogen.« Als es mit der Spedition abwärts ging, wollte er sie mit nach Deutschland nehmen, aber als er sie seiner Mutter vorstellte, hätte die das Mädchen nicht in ihr Haus gelassen. Wir seien hier anständige

Leute, hätte sie gesagt. Er hätte sie dann nicht mal mehr zurückfahren können, hätte ihr nur das Geld für die Rückreise mit dem Zug gegeben. »Was ich für ein Trottel war, wie gut würde es mir jetzt gehen, wenn sie noch an meiner Seite wäre. Und nur weil meine Mutter ihr gottesfürchtiges Haus hüten und reinhalten wollte, habe ich den Mut verloren. Aber andererseits, wie ich sie da so in Deutschland sah, am Hafen in Barcelona war sie mir immer wie die schärfste Miese vorgekommen. Aber im Vorgarten meiner Eltern dachte ich plötzlich: Ist die ordinär! Und so grell geschminkt. Und muss die wirklich der ganzen Straße ihre Arschbacken zeigen? Und die willst du hier aushalten müssen? Ist schon gut, wie alles gekommen ist. Aber zum Aus-der-Haut-Fahren ist es eben doch. Alles. Du weißt gar nicht, wie oft ich hier in meinem Wohnwagen aus der eigenen Haut fahren möchte.«

Seine Mutter sagt über ihn, er hätte schon als Kleinkind zu viel geschrien. Hätte gar nicht mehr aufgehört zu schreien. Und wenn er als Junge von der Schule nach Hause gekommen

sei, habe er sich im ganzen Haus zerstreut, hier die Jacke, da ein Schuh, dort der nächste Schuh und so weiter und so fort. Sie hätte ihm immer alles einsammeln, zusammensuchen müssen. Und als erwachsener Mann hätte er sich dann ganz und gar zerstreut, da sei nicht mehr zu helfen gewesen.

~ 7 ~

Gestern hat meine Frau geträumt:

Man konnte nun auch Schwäne leihen. Fünf Stück zum Vorzugspreis für eine Woche. Die kamen in einem Container an. Der erste Schwan flog heraus, war ein Wildfang, so schwer wieder einzufangen, und machte so viel Mühe, dass sie glatt die vier anderen vergaß. Als sie ihr wieder einfielen, waren sie schon tot im Container, mit offenen Augen tot. Und ihr rutschte das Herz bis zu den Knien, wurde der Kopf so schwer. Denn was würde das kosten, wie lange würde sie die Schulden abbezahlen müssen?

Ich hatte ihr vor dem Einschlafen von meinem Spaziergang in der Dämmerung um